

Für unsere Kinder

Nr. 16 ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1912

Inhaltsverzeichnis: Spruch. Von Friedrich Rückert. — Das Kosakendorf. Von Leo Tolstoi. — Goodwin-Sand. Von Theodor Fontane. (Gedicht.) — Karl Schurz' Flucht aus Kasatt. — Steh auf, mein Kind. Von Emma Döls. (Gedicht.) — Sepp der Professe. Von Robert Gröbisch. (Fortsetzung.)

Spruch.

Die schönsten Lieder, die aus vollstem Herzen
dringen,
Sie werden nicht die Welt verwandeln und
bezingen:
Das wird allein der Kraft, der tätigen, ge-
lingen. Friedrich Rückert.

○ ○ ○

Das Kosakendorf.*

Die ganze Gegend der Tereklinie, an welcher die grebenischen Kosakendörfer liegen, ist etwa achtzig Kilometer lang und trägt nach ihrer Bodenbeschaffenheit und nach ihrer Bevölkerung einen einheitlichen Charakter. Der Terek,** der die Kosaken von den Bergvölkern trennt, fließt trüb und reißend, aber schon breit und geräuschlos dahin; er setzt beständig auf dem niedrigen, schilfbewachsenen rechten Ufer einen grauschimmernden Sand ab und unterspült das abschüssige, wenn auch nicht so hohe linke Ufer mit seinen Wurzeln hundertjähriger Eichen, faulender Platanen und jungen Nachwuchses. Am rechten Ufer liegen friedliche, aber noch nicht beruhigte Auls;*** das linke Ufer entlang, einen halben Kilometer vom Wasser, liegen in Zwischenräumen von 7 bis 8 Kilometern die Kosakendörfer. In alten Zeiten lag der größte Teil dieser Dörfer unmittelbar am Ufer; aber der Terek entfernt sich mit jedem Jahre mehr von den Bergen in nördlicher Richtung und hat sie unterspült, so daß jetzt nur noch die dicht bewachsenen alten Flecken sichtbar sind,

* Die Beschreibung stammt aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, als die Russen in unaußersichtlichen Kämpfen mit den freiheitliebenden Bergvölkern des Kaukasus lagen.

** Der Terek entspringt am Nordabhang des Kaukasus und mündet in das Kaspiische Meer.

*** Tatarische Bezeichnung für Dorf.

Gärten, Birn- und Feigenbäume und Linden, durchwachsen von Brombeeren und wildem Wein. Keine Menschenseele wohnt jetzt hier, und nur im Sand sieht man Spuren von Hirschen, Wölfen, Hasen und Fasanen, die sich gern an diesen Orten aufhalten. Von einem Dorfe zum anderen führt ein Weg, der geradlinig durch den Wald gehauen ist. An diesem Wege liegen die Grenzwachen, in welchen die Kosaken stehen. Zwischen den Grenzwachen auf Erhöhungen befinden sich die Wachtürme. Nur ein schmaler, dreißig Klafter breiter Streifen waldbigen, fruchtbaren Bodens bildet den Bereich der Kosaken. Nördlich von ihnen beginnen die sandigen Dünen der nogaischen oder mosdolschen Steppe, die sich weit nach Norden erstreckt und sich, Gott weiß wo, in die truchmenische, astrachanische und die kirgiskaisackische Steppe verliert. Südlich, jenseits des Terek, liegt die große Tschetschnja, der Berggrücken von Kotschokoloffow, die schwarzen Berge, noch ein Berggrücken und endlich die Schneeberge, die nur das Auge sieht, die aber noch nie der Fuß eines Menschen betreten hat.* In dieser fruchtbaren, waldbigen und pflanzenreichen Gegend lebt seit urdenklichen Zeiten eine kriegerische, schöne und reiche altgläubige russische Bevölkerung, die man die Grebenkosaken nennt.

In uralter Zeit hatten sich ihre Voreltern, Altgläubige, aus Rußland geflüchtet und am Terek niedergelassen, mitten unter den Tschetschenzen** auf dem Greben, dem ersten Kamm der waldbereichen Berge der Großen Tschetschnja. Sie vermischten sich mit ihnen und nahmen die Gebräuche, die Lebensweise und die Sitten der Bergbewohner an, behielten aber auch dort die russische Sprache und den alten Glauben in vollster Reinheit bei. Eine noch heute unter den Kosaken lebendige Sage erzählt, Jar Iwan,

* Seither sind auch die höchsten Gipfel des Kaukasus erstiegen worden.

** Die Tschetschenzen sind wie andere Kaukasusvölker Tscherkessen, Tscheghien usw., ein Volk unbekannter Abkunft, das wir zu keiner der großen Menschenrassen stellen können. Außerdem wird der Kaukasus noch von Völkern der mongolischen und der mittelländischen Rasse bewohnt. All diese Völker zerfallen in zahlreiche Stämme, und es werden über ein halbes Hundert verschiedene Sprachen im Kaukasus gesprochen.

der Schreckliche, sei an den Ural gekommen, habe die Ältesten vom Greben vor sein Antlitz berufen, ihnen Land diesseits des Flusses geschenkt, sie zu friedlichem Zusammenleben ermahnt, und ihnen versprochen, sie weder zur Untertänigkeit noch zum Wechsel ihres Glaubens zu zwingen. Noch heute sind sich Kosakengeschlechter ihrer Verwandtschaft mit Tschetschenzischen bewußt, und die Liebe zur Freiheit, zum Müßiggang, zu Raub und Krieg bilden die Hauptmerkmale ihres Charakters. Der Einfluß Rußlands äußert sich nur von der ungünstigen Seite — durch Zwang bei den Wahlen, durch das Herunternehmen von Kirchenglocken und durch die Truppen, die hier liegen oder hindurchziehen. Der Kosak haßt den ritterlichen Bergbewohner, den Dshigiten, der seinen Bruder getödtet hat, instinktiv weniger als den Soldaten, der bei ihm liegt, um sein Dorf zu verteidigen, der ihm aber seine Hütte mit Tabak vollraucht. Er achtet den Bergbewohner, seinen Feind, er verachtet den Soldaten, der ihm ein Fremder und Bedrückter ist. Eigentlich ist der russische Bauer für den Kosaken ein fremdes, wildes und verächtliches Geschöpf, dessen Vertreter er in den herumziehenden Hausierern und den kleinrussischen Anfielern sieht, welchen der Kosak verächtlich den Beinamen „Kriecherseele“ gibt. Will er sich vornehm kleiden, so ahmt er dem Tscherkessen nach. Die beste Waffe nimmt er von dem Bergbewohner, die besten Pferde kauft oder stiehlt er bei ihm. Ein tüchtiger Kosak brüftet sich mit der Kenntnis des Tatarischen, und ist er angeheitert, so spricht er selbst mit seinem Landsmann tatarisch. Trotzdem glaubt dieses in diesen Erdenwinkel verschlagene, von halb-wilden mohammedanischen Stämmen und Soldaten eingeschlossene christliche Völkchen auf einer hohen Stufe der Entwicklung zu stehen und hält nur den Kosaken für einen Menschen. Auf alles übrige blickt es mit Verachtung herab. Den größten Teil des Tages bringt der Kosak auf den Grenzwachen, auf Kriegszügen, auf der Jagd oder beim Fischfang zu. Er arbeitet fast nie zu Hause. Ein Aufenthalt im Dorfe ist eine Ausnahme von der Regel. Ist er aber da, so führt er ein flottes Leben. Jeder Kosak hat seinen eigenen Wein, und das Trinken ist nicht so sehr eine allen gemeinsame Gewohnheit, als vielmehr ein Brauch, dessen Nichterfüllung als Abfall gelten würde. Die Frau betrachtet der Kosak als ein Mittel zu seinem Wohlstand; nur das Mädchen darf dem Vergnügen nachgehen, die Frau läßt man vo-

ihrer Jugend bis in ihr tiefstes Alter für sich rackern und verlangt von ihr nach orientalischer Auffassung Unterwürfigkeit und Arbeit. Durch diese Anschauung bekommt die Frau, die sich körperlich und sittlich entwickelt, trotz ihrer scheinbaren Demut, wie im ganzen Orient, einen unvergleichlich größeren Einfluß und ein größeres Gewicht im Hauswesen als im Westen. (Ihre Fernhaltung vom öffentlichen Leben und ihre Übung in männlicher schwerer Arbeit geben ihr ein um so größeres Gewicht im Hauswesen.) Der Kosak, der es für ungeziemend hält, in Gegenwart Fremder ein liebevolles oder müßiges Gespräch mit seiner Frau zu führen, fügt sich unwillkürlich ihrem Übergewicht, wenn er mit ihr allein unter vier Augen bleibt. Das ganze Haus, das ganze Vermögen, die ganze Wirtschaft hat sie erworben, erhält sie allein durch ihre Arbeit und Sorgfalt. Obgleich er die feste Überzeugung hat, daß Arbeit für den Kosaken eine Schande ist und nur dem nogaischen Knecht und der Frau ansteht, hat er doch das dunfle Gefühl, daß alles, was er genießt und sein eigen nennt, die Frucht dieser Arbeit ist, und daß es in der Macht der Frau, seiner Mutter oder Gattin, die er als eine Leibeigene ansieht, liegt, ihn alles dessen zu berauben, was er genießt. Überdies hat die beständige männliche schwere Arbeit und die Sorge, die in ihre Hand gelegt ist, der grebenischen Frau einen selbständigen, höchst mannhaften Charakter gegeben und ihre physische Kraft, ihren gesunden Verstand, ihre Entschlossenheit und die Festigkeit ihres Charakters auffallend entwickelt. Die Kosakenfrauen sind meist stärker, klüger, entwickelter und schöner als die Kosaken. Die Schönheit der grebenischen Frau fällt besonders durch die Vereinigung des reinsten tscherkessischen Gesichtstypus mit der breiten, mächtigen Gestalt der nordischen Frau ins Auge. Die Kosakenfrauen tragen tscherkessische Tracht: das tatarische Hemd, den Beschmet (tatarischer Halbrock) und die Tschumjals (Fußbekleidung); nur das Kopftuch tragen sie russisch. Prunksucht, Sauberkeit und Reichtum in der Kleidung und in der Ausschmückung der Hütte bildet eine Gewohnheit, ein Bedürfnis ihres Lebens. Im Verkehr mit den Männern genießen die Frauen, besonders aber die Mädchen, vollständige Freiheit. Als der Ursitz des grebenischen Kosakentums gilt das Dorf Nowominsk. Hier haben sich mehr als in anderen Dörfern die Sitten der alten Greben erhalten, und die Frauen dieses Dorfes sind von altersher wegen ihrer Schönheit im

ganzen Kaukasus berühmt. Den Lebensunterhalt der Kosaken bilden die Weinberge und Fruchtgärten, die Melonen- und Kürbissfelder, der Fischfang, die Jagd, die Mais- und Hirsefaat und die Kriegsbeute.

Das Kosakendorf Nowominsk liegt drei Werst vom Terel entfernt und ist durch einen dichten Wald von ihm getrennt. An der einen Seite der Straße, die durch das Dorf führt, ist ein Fluß; an der anderen sieht man grüne Wein- und Fruchtgärten und die Treibsanddünen der nogaischen Steppe. Das Dorf ist von einem Erdwall und einer Stechornhecke umgeben. Die Tore, durch die man in das Dorf hinein- und aus ihm herausfährt, haben hohe Flügel und ein kleines Schilfdach. Neben ihnen steht eine Kanone auf einer hölzernen Lafette, ein Ungetüm, das die Kosaken einmal erbeutet haben, und aus dem seit hundert Jahren kein Schuß abgefeuert worden ist. Ein Kosak in Uniform und Flinte steht an dem Tore auf Wache oder auch nicht, macht vor dem Offizier, der vorübergeht, Front oder auch nicht. Unter dem Dache des Tores steht mit schwarzer Schrift auf einer weißen Tafel: Häuser 266. Männliche Seelen 897, weibliche 1012. Die Häuser der Kosaken erheben sich alle auf Pfeilern von einer Elle Höhe oder mehr, sind sauber, mit Schilf gedeckt und haben hohe Giebel. Sie sind alle, wenn nicht neu, so doch gerade, sauber, mit mannigfaltigen hohen Treppen versehen, und stehen nicht eines am anderen, sondern liegen frei und malerisch in den breiten Straßen und Quergassen. Vor den hellen, großen Fenstern vieler Häuser erheben sich hinter Säulen dunkelgrüne Lindenbäume, zarte, hellblättrige Akazien mit ihren weißen, duftigen Zweigen über die Hütten und gleich daneben die lebhaft glänzenden Sonnenblumen und die verschlungener Ranken der Feldnelke und des Weines. Auf dem großen Platze sieht man drei Läden mit bunter Ware, Sonnenblumenkernen, Schoten und Pfefferkuchen; und hinter einem hohen Zaune ragt aus der alten Lindenallee, größer und höher als alle anderen, das Haus des Regimentskommandeurs mit den Flügelfenstern hervor. Menschen sieht man besonders im Sommer an Wochentagen wenig in den Straßen des Dorfes. Die Kosaken sind im Dienst: auf der Grenzwache und auf Kriegszügen; die Alten auf der Jagd, beim Fischfang oder mit den Weibern bei der Arbeit in Garten und Feld, nur die ganz Alten, die Kinder und die Kranken bleiben zu Hause.

Es ist einer jener schönen Abende, wie sie nur im Kaukasus vorkommen. Die Sonne ist hinter den Bergen untergegangen, aber es ist noch hell. Die Abendröthe steht an einem Drittel des Himmels, und in ihrem Schein heben sich die Bergriesen in matten Umrissen ab. Die Luft ist dünn, unbeweglich, lautlos, die Berge werfen ihre langen Schatten weit in die Steppe. In der Steppe, jenseits des Flusses, auf den Straßen — überall ist es menschenleer. Sieht man hier und da einmal Berittene, so blicken schon die Kosaken von der Grenzwache und die Tschetschenzen aus dem Aul mit Verwunderung und Neugier die Reiter an und suchen zu erraten, wer wohl diese bösen Menschen sein könnten. Wenn der Abend kommt, flüchten sich diese Menschen aus Furcht vor einander in ihre Wohnungen, und nur das Tier und der Vogel streift frei, ohne Furcht vor dem Menschen, über diese Wüste dahin. Aus den Gärten eilen, noch ehe die Sonne untergegangen ist, die Kosakenfrauen unter munterem Geplauder nach vollbrachter Arbeit heim. Und in den Gärten wird es öde wie in der ganzen Gegend; aber dafür wird das Dorf um die Abendstunde lebendig. Von allen Seiten kommen die Menschen ins Dorf: zu Fuß, zu Pferd, auf knarrenden Wagen. Die Mädchen in gestickten Hemden kommen unter lustigem Geschwätz, die Ruten in der Hand, durch das Tor dem Vieh entgegen, das sich in einer Wolke von Rauch und Mücken, die es aus der Steppe mitschleppt, hin und her drängt. Die fatten Kühe und Büffel ziehen durch die Straßen, und die Kosakenmädchen schlendern zwischen ihnen in den bunten Beschmets hin und her. Ihr lautes Geplauder, ihr fröhliches Lachen und Jauchzen unterbricht das Gebrüll des Viehs. Dort kommt ein beurlaubter Kosak, bewaffnet, auf seine Hütte zugeritten. Er neigt sich zum Fenster und klopft an die Scheibe. Gleich erscheint ein hübscher, junger Frauenkopf und spricht liebevolle und freundliche Worte. Dort kommt ein stämmiger, zerlumpter nogaischer* Arbeiter mit Schilf aus der Steppe hereingefahren, er wendet den knarrenden Wagen auf dem großen Hofe des Auls um, nimmt den Ochsen, die ihren Kopf hin und her bewegen, das Joch ab und begrüßt den Hauswirt tatarisch. An der Pflüze, die fast die ganze Straße einnimmt, und an welcher die Leute seit Jahren, mühsam an den Zaun gedrückt, vorübergehen, zwängt sich eine barfüßige Kosakenfrau mit einem Holz-

* Die Nogaiier sind ein türkisches Volk.

bündel auf dem Rücken hindurch. Sie hat ihr Hemd hoch über die weißen Füße gehoben, und ein heimkehrender Jäger ruft ihr scherzend zu: „Höher, höher, schamhaftes Mädchen,“ und zielt nach ihr; die Kosatenfrau läßt das Hemd los und verliert ihr Holz. Ein alter Kosat mit aufgeschürzter Hose und offener, graubehaarter Brust kommt vom Fischfang heim. Er trägt auf dem Rücken, im Reiz, noch zappelnde silbergraue Fettheringe, kriecht, um sich den Weg zu verkürzen, durch den versfallenen Zaun des Nachbarn und zerreißt sich dabei den Kittel. Dort schleppt ein altes Weib einen trockenen Baumstumpf, und um die Ecke hört man Ayt-hiebe. Die Kosatenkinder kreißen und treiben auf den Straßen, wo nur ein glattes Plätzchen ist, ihre Kreisel. Weiber klettern, um den Weg zu verkürzen, über die Zäune. Aus allen Schornsteinen steigt der dustige Rauch des Ruhmists. Auf allen Höfen hört man ein lebhafteres Treiben, wie es der Stille der Nacht vorherzugehört pflegt.

Leo Tolstot.

Goodwin-Sand.

Von Theodor Fontane.

Das sind die Bänke von Goodwin-Sand,
Sie sind nicht Meer, sie sind nicht Land,
Sie schieben sich langsam, satt und schwer,
Wie eine Schlange hin und her.

Und die Schiffe, die mit dem Sturm gerungen
Und die schäumende Wut der Wellen bezwungen,
Und die gefahren über die Welt,
Unzertrümmert, unzerschellt,
Sie sehen die Heimat, sie sehen das Ziel,
Da schiebt sich die Schlange unter den Kiel
Und ringelt Schiff und Mannschaft hinab,
Zugleich ihr Tod, zugleich ihr Grab.

Die See ist still, die Ebb' ist nah,
Mastspitzen ragen hier und da,
Und wo sie ragen in die Luft,
Da sind es Kreuze über der Gruft;
Ein Kirchhof ist's, halb Meer, halb Land, —
Das sind die Bänke von Goodwin-Sand.

Anmerkung. Goodwin-Sand heißt eine bewegliche Sandbank im Norden der Straße von Dover, einige Kilometer vor der englischen Ostküste. Die Sandbank ist 2 Kilometer breit und zieht sich halbkreisförmig ungefähr sechzehn Kilometer weit hin. Das Meer besitzt dort eine Tiefe von 1 bis 7 Meter, und zur Ebbezeit liegt ein großer Teil der Sandbank trocken.

Vier schwimmende, mit Glocken versehene Leuchtfeuer warnen die Schiffer vor der Untiefe. Trotzdem sind im Nebel schon zahllose Schiffe, die zur Themsemündung fuhren, dort aufgelaufen und untergegangen.

o o o

Karl Schurz' Flucht aus Rastatt.

Im Frühjahr 1848 erhob sich wie in anderen Ländern Europas auch in Deutschland das Volk und zwang den Fürsten die Rechte und Freiheiten ab, die ihm schon 1813 feierlich versprochen worden waren, als es galt die Napoleonische Fremdherrschaft zu brechen. Das Bürgertum hätte nun gern diese Rechte und Freiheiten genutzt, aber nur für sich allein. Die Reichen fürchteten, die Arbeiter, die doch das meiste Blut für die Freiheit geopfert hatten, könnten zu große Macht erlangen. Die Fürsten nüteten diese Angst des Bürgertums schlau aus, um wieder einen Teil ihrer verlorenen Macht zu bekommen. Als die Abgesandten des deutschen Volkes zu Frankfurt am Main für Deutschland eine einheitliche und freiheitliche Verfassung schufen, da weigerten sich die Fürsten, diese anzuerkennen. Sie wußten ja, die Mehrzahl der Bürger würde schon aus Angst vor den Arbeitern nicht wagen, für die Freiheit zu kämpfen. Doch in manchen Gegenden Deutschlands erkannte das Volk, daß es seine Sache selbst in die Hand nehmen müsse, und erhob sich, die Arbeiter voran, im Frühjahr 1849, um die ein Jahr zuvor erlangten Rechte mit Waffengewalt zu sichern. In Dresden stieg das Volk auf die Barricaden, im Rheinland kam es zu Zusammenstößen mit der Armee, und die bayrische Pfalz und Baden schufen sich Volksregierungen. In diesen beiden Ländern ging auch das Heer zum Volk über. Doch diese Erhebungen mußten scheitern, da sich ihnen die Bürger im übrigen Deutschland nicht anschlossen. Der Dresdener Maiaufstand wurde mit Hilfe preussischer Truppen niedergeschlagen, und preussische und deutsche Bundesstruppen rückten gegen die Pfalz und gegen Baden vor. Diese Truppen befehligte der Prinz Wilhelm von Preußen, der nachmalige Kaiser Wilhelm I. Er hatte im März 1848 nach der siegreichen Barricadenschlacht der Berliner Schleunigt nach England fliehen müssen, da der Befehl, auf das Volk zu schießen, ihm zur Last gelegt wurde. Jetzt konnte er Rache nehmen, und in Massen ließ er die gefangenen Freiheitskämpfer erschießen,

was ihm den Beinamen „Kartätschenprinz“ eintrug. Vor der Überzahl des Gegners mußten die bunt zusammengewürfelten, schlecht ausgerüsteten und schlechtgeführten Freiheits-truppen zurückweichen. Dennoch schlugen sie sich in mehreren Treffen ganz wacker gegen die große Übermacht des Prinzen von Preußen, der nur mit äußerster Vorsicht vorrückte. Schließlich wurden aber die republikanischen Truppen in Baden immer weiter nach Süden gedrängt und sie waren infolge ihrer Schwäche gezwungen, sich aufzulösen und in die Schweiz überzutreten. Der letzte Punkt, an dem sich die Aufständischen noch hielten, war die Festung Rastatt in Baden an der Murg, die von den Preußen belagert wurde. Nachdem aber die republikanische Armee ausgehört hatte zu bestehen, wurde Rastatt am 22. Juli auf Gnade und Ungnade übergeben. Unter der Besatzung Rastatts befanden sich auch Preußen, die sich im Kampf für die Freiheit den Pfälzern und Badensern angeschlossen hatten. Ihrer harrete der Tod, wenn sie in die Hände des „Kartätschenprinzen“ fielen.

Einer dieser preußischen Freiheitskämpfer war der Rheinländer Karl Schurz. Er war Student zu Bonn gewesen, als die Revolution ausbrach, und hatte sich der Sache der Freiheit mit Begeisterung angeschlossen. Er hatte teilgenommen an den Bewegungen 1849 im Rheinland. Nachdem diese erfolglos geblieben waren, hatte er in der pfälzischen Freiheitsarmee mitgekämpft und war mit dieser nach Baden gezogen. In seinen Lebenserinnerungen* schildert er, wie es ihm gelang, bei der Übergabe Rastatts den Händen der Preußen und damit dem Tode zu entkommen. Bekannt wurde Karl Schurz' Name ein Jahr später durch die Kühnheit, mit der er seinen Freund den Dichter Gottfried Kinkel aus dem Zuchthaus in Spandau befreite. Kinkel war 1849 im badischen Feldzug in die Hände der Preußen gefallen und zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt worden. Wie so viele Freiheitskämpfer von 1848 ging auch Schurz im Jahre 1852 nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Hier schuf er sich im öffentlichen Leben eine angesehenere Stellung. Während des Bürgerkrieges 1861 bis 1865 kämpfte er auf Seiten der Nordstaaten für die Aufhebung der Negerklaverei und nahm als General an mehreren großen Schlachten teil.

* Lebenserinnerungen von Karl Schurz. Druck und Verlag von Georg Reimer, Berlin.

Hören wir, was er erzählt:

Gegen Tagesanbruch streckte ich mich, von Müdigkeit übermannt, im großen Schloßsaal noch einmal auf mein gewohntes Sofa, und nach einigen Stunden tiefen Schlafs wachte ich mit dem Gedanken auf: „Heute wirst du gefangen und vielleicht morgen schon totgeschossen.“ Ich ging dann nach dem Hauptquartier, wo ich hörte, daß Corvin nichts habe ausrichten können, und daß die Übergabe auf Gnade oder Ungnade beschlossen sei. Um 12 Uhr mittags sollten die Truppen aus den Toren marschieren und draußen auf dem Glacis der Festung vor den dort aufgestellten Preußen die Waffen strecken. Die Befehle waren bereits ausgefertigt. Ich ging nach meinem Quartier am Marktplatz, um meinen letzten Brief an meine Eltern zu schreiben. Ich dankte ihnen darin für alle Liebe und Sorge, die sie mir erwiesen und bat sie, mir zu verzeihen, wenn ich ihnen ihre Ergebenheit jemals übel vergolten oder ihre Hoffnungen getäuscht hätte. Ich sagte ihnen, es habe meiner ehrliehen Überzeugung folgend, für die Sache des Rechts und des deutschen Volks die Waffen ergriffen, und daß, wenn es mein Loos sein sollte, sterben zu müssen, ich ein ehrenhafter Tod sein werde, dessen sie sich nicht zu schämen brauchten. Diesen Brief übergab ich dem guten Herrn Nuffer, meinem Wirt, der mir mit Tränen in den Augen versprach, ihn der Post zu übergeben, sobald die Stadt wieder offen sein werde.

Unterdesseu nahte die Mittagsstunde. Ich hörte bereits die Signale zum Antreten auf den Wällen und in den Kasernen, und ich machte mich fertig, zum Hauptquartier hinauf zu gehen. Da schoß mir plötzlich ein neuer Gedanke durch den Kopf.

Ich erinnerte mich, daß ich vor wenigen Tagen auf einen unterirdischen Abzugskanal für das Straßenwasser aufmerksam gemacht worden war, der bei dem Steinmauerer Tor aus dem Innern der Stadt unter den Festungswerken durch ins Freie führte. Er war wahrscheinlich ein Teil eines unvollendeten Abzugssystems. Der Eingang des Kanals im Innern der Stadt befand sich in der Fortsetzung eines Grabens oder einer Gasse, nahe bei einer Gartenhecke, und draußen mündete er in einem von Gebüsch überwachsenen Graben an einem Weisflorenfeld. Sobald diese Umstände zu meiner Kenntnis gekommen waren, hatte ich daran gedacht, daß, wenn die inneren und äußeren Mündungen dieses Kanals nicht scharf bewacht würden, Kundschafter sich durch

ihn ein- und ausschleichen könnten. Ich machte Meldung davon, aber sogleich darauf kam die Unterhandlung mit dem Feinde, die Sendung Corvins und die Aufregung über die bevorstehende Übergabe, die mir die Kanalangelegenheit aus dem Sinne trieben. Jetzt im letzten Moment vor der Übergabe kam mir die Erinnerung wie ein Lichtblitz zurück. Würde es mir nicht möglich sein, durch diesen Kanal zu entkommen? Würde ich nicht, wenn ich so das Freie erreichte, mich bis an den Rhein durchschleichen, dort einen Kahn finden und nach dem französischen Ufer übersetzen können? Mein Entschluß war schnell gefaßt — ich wollte es versuchen.

Ich rief meinen Burtschen, der zum Abmarsch fertig geworden war. „Adam“, sagte ich, „Sie sind ein Pfälzer und ein Volkswwehrmann. Ich glaube, wenn Sie sich den Preußen ergeben, so wird man sie bald nach Hause schicken. Ich bin ein Preuße, und uns Preußen werden sie wahrscheinlich totschießen. Ich will daher versuchen davonzukommen, und ich weiß wie. Sagen wir also Adieu!“

„Nein“, rief Adam, „ich verlasse Sie nicht, Herr Leutnant. Wohin Sie gehen, gehe ich auch.“ Die Augen des guten Jungen glänzten von Vergnügen. Er war mir sehr zugetan.

„Aber“, sagte ich, „Sie haben nichts dabei zu gewinnen, und wir werden vielleicht große Gefahr laufen.“ „Gefahr oder nicht“, antwortete Adam entschieden, „ich bleibe bei Ihnen.“ (Fortsetzung folgt.)

o o o

Steh auf, mein Kind.

Von Emma Böls.

Run hurtig, mein Kind, aus dem Bette heraus,
Und reibe die schlaftrunkenen Augen dir aus.
Der Himmel ist licht, und die Welt ist so weit,
Und den ersten Mai, den feiern wir heut.
Wie Völker des Nordens, die hange die Nacht
Des Winters in Dunkel und Kälte verbracht,
Und nun, wenn der strahlende Morgen anbricht
Sich freuen an dem wiedererstandenen Licht,
So heben auch wir unsere Stirnen nun frei,
So grüßen wir jubelnd den ersten Mai.
Denn wisse, nicht Kälte noch Wintersnot
Hat jemals die Menschheit so furchtbar bedroht,
Bracht je so viel Jammer und Elend und Leid
Als das, was die Ordnung sie nennen heut.
Die Ordnung, sie zog uns den Hunger groß,
Sie machte den Vater arbeitslos,
Sie trieb deine Mutter zum Frondienst hinaus
Und machte unwirksam und öde das Haus,

Sie stahl uns die Luft und stahl uns das Licht
Und beugte das Recht mit frechem Gesicht,
Sie reißt uns das Brot vom Munde zurück
Und wartet auf euch mit gierigem Blick.
Doch hob aus der Knechtschaft nächtlichem Flor
Die geschändete Arbeit ihr Haupt empor
Und sprach: Noch fesselt die Kette mich,
Doch langsam spreng' ihre Glieder ich.
Es bricht der Ordnung vermorschter Turm,
Und über ihn hin segt der Frühlingssturm.
Dann schreite ich singend und jauchzend durchs
Land

Und nehme die Kinder an führende Hand.
Ich lehr' sie, die neue Ordnung zu baun
Und mit lachendem Mut in die Zukunft zu
schaun.

So sprach die Arbeit. Und hörst du mein Kind,
Schon brauset zornig der Frühlingswind.
Er ruft die Völker zur Heerschau herbei,
Komm Kind, wir feiern den ersten Mai.

o o o

Gepp der Frosche.

Von Robert Grösch. (Fortsetzung.)

Da pachte Luchsauge das Halsband des Hundes und kraute mit der anderen Hand die mächtige Hundefehle. Der Graue hob den Kopf noch höher, blinzelte gen Himmel, verdrehte wohligh die Augen und schielte fast stolz nach oben, als Luchsauge zu schmeicheln begann: „Si, der seine Tyras! Jawohl, du sollst Tyras heißen! Der gute Tyras! Der brave Tyras!“ Und Tyras hielt den Kopf hoch, schloß die Augen und genoß das Krauen. Er lief mit, wohin Luchsauge lief, rannte nach, wohin dieser rannte, und legte sich neben ihn, als Luchsauge sich mit triumphierendem Blicke vor dem Froschen-Wigwam niederließ. . . .

Sang der Wind im Birkengeäst nicht ein Loblied auf den tapferen Froschen Luchsauge? Wisperten nicht die Blätter bewundernd über solchen Mut und Verstand? Dankten die Froschen ihrem Befreier nicht in flammenden Worten? Nein, das gerade nicht, aber sie schauten immerhin in stummer Achtung hinüber zu ihm, der das schreckliche Untier ohne Blitz und Knall gezähmt hatte und jetzt seine Hand sanft über das graue Fell hingleitete ließ. Schließlich erhob sich der springende Büffel, überwand alle Scheu und ließ sich ebenfalls neben dem Hund nieder, um ihn zu kosen. Dann folgte Adlerauge. Dann der Präriewolf. Dann Geierschnabel, der schnelle Hirsch, die Schlange, der braune Bär, Bären-

zahn, der fliegende Pfeil, der schleichende Jaguar. Zum Schlusse ließ sich auch Häuptling Barentage herbei, dem Beispiel seiner Krieger zu folgen. Doch gedrückt und mit Neid im Herzen gefellte er sich zu ihnen, die neben Luchsauge hockten, den Grauen liebte und schmeichelten: „Ei, der feine Tyras!“ „Ei, der artige Tyras!“ „Ei, der brave Tyras!“

Und aus heller Freude über die Zähmung des Ungeheuers sangen, tanzten und sprangen die Krieger, als gälte es, einen großen Sieg zu feiern. Der Graue aber schnappte nicht mehr nach den rennenden Beinen und hielt sich immer dicht zu Luchsauge.

Von dieser Stunde an gehörte Luchsauge wieder zum Frosesenvolk und erhielt den Beinamen „Der Bändiger des grauen Bären“.

3. Die Friedenspfeife.

Als der Hund um die übliche Abendstunde nach Hause trottete, stellten die zwölf Krieger das Tanzen, Schreien und Kämpfen ein und sahen das graue Tier nur ungern verschwinden. Dann ließen sie sich vorm Wigwam im Kreise nieder und beschloßen den Tag wie die meisten großen Tage: von Mund zu Mund ging die Friedenspfeife! Das war ein Birkenhölzchen, an dem jeder Krieger einmal ziehen mußte, als ob es eine richtige Tabakspfeife wäre. Am feinsten schmauchte Luchsauge. Mit Würde und Anstand hielt er das Birkenreis, sog daran, blähte die Backen und blies dann die Luft langsam von sich, als ließe er seinem Munde dicke blaue Tabakswolken entsteigen.

„Rein, seht mal Luchsauge an,“ sprach der kleine Adlerauge und gab die Pfeife weiter. „Seht unseren Luchsauge, den Bändiger des grauen Bären.“

Und alle schauten mit Wohlgefallen auf Luchsauge, und keiner konnte begreifen, weshalb man einen so wackeren Krieger aus dem Stamme hatte stoßen können.

Nur ein Frosese war unzufrieden, mürrisch und mißgünstig gestimmt: Barentage. Der Ruhm Luchsauges rief seinen Neid wach. Er sann darüber nach, wie er sein altes Häuptlingsansehen wiederherstellen könne. Mürrisch stieß er die Pfeife von sich und murzte verächtlich: „Das ist keine Pfeife für Frosesen! Eine richtige Pfeife gehört her! Morgen ist sie da!“

Wirklich! Am anderen Tage war sie da. Barentage wußte, wo seines Vaters alte Pfeifen aufbewahrt lagen. Klein, mit gebogenem Rohr und dickem, schwarzem Rauchkopf, so entstieg sie Barentages Tasche. Woll Stolz sah sich der

Häuptling in der Munde seiner Krieger um. Ein Leuchten glomm in den Augen der Frosesen auf, und keiner war da, der das abenteuerliche Gerät nicht ehrfürchtig betastete. Was waren jetzt die Sioux neben den Frosesen? Was die Komantschen und verwandte Stämme? Nichts, gar nichts! Nur die Frosesen konnten mit einem richtigen großen Hunde in den Kampf ziehen. Nur die Frosesen konnten sich nach dem Kampfe eine wirkliche Friedenspfeife leisten! Und der Jubel der zwölf Rothhäute scholl zum Himmel. Sie führten wilde Kriegstänze auf und spalteten sich in zwei Gruppen, die ein furchterregendes Kriegsgeschrei erhoben und gegeneinander kämpften. Das Wäldchen war mit Waffenlärm und Geschrei erfüllt, und zwischen den Birkenstämmen sah man teuflische Gestalten herumtanzen. Die Frosesen lärmten so lange, bis drüben über der Straße auf einem steinernen Willenbalkon ein dickes Bleichgesicht erschien, dessen Antlitz allerdings Zorn und Entrüstung rot gefärbt hatten. „Hört der Spektakel dort drüben jetzt endlich auf, ihr Bande!“ schnauzte der Mann zu dem Birkenwäldchen hinüber.

Einen Augenblick lang verstummten die Rothhäute und standen still. Sie ballten die Fäuste, schossen feindselige Blicke zu dem Beleidiger hinüber und warfen ihm langgezogene, gelende Kriegsrufe an den Kopf. Dann aber lehrte sich ein Frosesenrücken nach dem anderen der Straße zu, der Stamm ließ sich im Kreise vorm Wigwam nieder und ergözte sich an der neuen Friedenspfeife. Jeder Krieger tat, als zöge er daran, ein jeder blies die Backen auf, als habe er den Mund voll Tabakqualm, und der Stamm schaute wieder einmal drein, als könnte er nicht begreifen, daß er im Grunde genommen doch von Bleichgesichtern abstammte.

Nur einer war noch unzufrieden: Barentage. Sein Häuptlingsansehen schien ihm noch immer nicht vollständig wiederhergestellt. Drum stieß er die Pfeife von sich und murzte: „Tabak gehört dazu. Aber natürlich — wenn ich den nicht herbeibringe — ihr habt keine Courage!“

Da blickten alle Krieger betroffen und stumm zu ihrem Häuptling auf. Der aber heftete seinen Blick auf Adlerauge. Denn Adlerauge wohnte gar nicht weit von dem Lager über der Straße drüben und hatte schon einmal von seines Vaters Tabakstafen erzählt! So kam's, daß schließlich zweiundzwanzig Frosesenaugen vorwurfsvoll auf Adlerauge ruhten. Die Frosesen drängten und mahnten so lange, bis er sich

erhob und entschlossen seiner Behauptung zustrebte.

Udlerauge wußte, daß der Vater erst eine Stunde später nach Hause kam und daß die Mutter im Waschhaus beschäftigt war. — — — — —

Die Dämmerung senkte sich leise über die Jagdgründe der Frosesen, der Hund war bereits nach Hause getrottet — da lugte das Bleichgesicht drüben auf dem Villenbalkon über die Zeitung hinweg nach dem Birkenbusch hinüber, wo es so merkwürdig still geworden war — lugte wieder — lugte abermals — lugte zum vierten Male. War da drüben im Birkenwäldchen nicht ein Licht — ein Streichholz aufgestammt? Daß doch der Teufel — —! Das Bleichgesicht faltete die Zeitung zusammen, erhob sich und steckte seinen Kopf in die Balkonwohnung hinein. Dort saß seine Frau, stückte und häfelte und wurde von dem Bleichgesicht aufgeschreckt durch die brummigen Worte: „Bring' mir doch mal meine Mütze. Ich muß mal dort drüben ein Donnerwetter loslassen.“ Er deutete mit dem Daumen rückwärts über die Schulter nach dem Birkengehölz. „Diese Jungens, diese verdammte Bande! Wenn sie Spettakel machen, muß man sich ärgern, und wenn sie stille sind, weiß man nicht, was sie treiben, und muß sich erst recht ärgern! Jetzt haben sie Streichhölzer und brennen uns gar noch Wald und Bude überm Kopfe ab! Herrgottsfackern!“

Da flammte drüben am Frosesewigwam bereits das dritte Zündholz im Dämmerlicht auf. Die Friedenspfeife wollte nämlich nicht recht brennen. Vielleicht, weil Udlerauges Tabak etwas feucht war oder weil die Birkenwald-Frosesen im Rauchen noch ein bißchen unerfahren waren. Jeder zog zwar nach altem Indianerbrauch der Reife nach am Pfeifenrohr, jeder zog sich ein paar Löcher in die Backen, aber jeder war auch froh, wenn er das qualmige Instrument weiterreichen konnte. Denn offen gesagt, behaglicher fühlten sich die Frosesen beim Rauchen nicht! Im Gegenteil! Die Pfeife war kaum viermal im Kreise herumgegangen, da wurde dem kleinen Krieger Udlerauge schon ganz jämmerlich zumute. Auch Luchsauge wurde es schlecht, dem springenden Wüßel ging es nicht besser, und noch ehe die Pfeife zum sechstenmal kreiste, wand sich der ganze Stamm vor Übelkeit. . .

Bleich und sahl im Gesicht, so lagen die Not äute am Boden und wollten von der

Pfeife nichts mehr wissen. Nur einer saß noch aufrecht und hielt das übelduftende Friedensgerät in Brand: der breite, stämmige Häuptling Barentage. Aus seinem Gesicht strahlte stolzer Triumph. Übermütig blickte er auf seinen Stamm hinab, stichelte und spottete: „Tapfere Krieger! Eine Pfeife Tabak reißt den ganzen Stamm zu Boden! Euch möchte ich bloß mal am Marterpfahl sehen!“ Er merkte nicht, wie von der Straße her ein Bleichgesicht in das Birkenwäldchen einbog — er warf einen höhnischen Blick auf den am Boden liegenden Luchsauge, zog an der Pfeife und schmähte: „Hunde dressieren kann jeder, aber eine Pfeife rauchen — dazu gehört ein bißchen mehr.“ Er sah nicht, daß das Bleichgesicht leise an das Frosesenzelt heranschlich — er lächelte über Udlerauge hin, paffte eine blaue Wolke von sich und spöttelte: „Vom Vater Tabak stehlen kann auch jeder — aber rauchen — — —“ Er brach ab, denn jetzt hörte er einen Ast knachen, blickte rückwärts, sprang auf und verschwand mit Schild, Speer und Friedenspfeife zwischen Busch und Baum.

Vor dem Wigwam aber stand ein großer, dicker Mann mit rotem Antlitz, schob die Mütze ins Genick und schaute grimmig über die erkrankten Krieger hin!

Die lagen matt und wehrlos am Boden, hielten sich Kopf oder Bauch und blickten trüb und elend drein, als hingen sie am Marterpfahl. Sie vernahmen wie ein fernes Donnern die Stimme des Wäpfiges über sich, das in tiefen Bapstönen zürnte: „Ihr Kasselbände! Geraucht habt ihr, geraucht habt ihr! Ich will's euch eintränken, ihr Kasselbände! In welche Schule geht ihr? Wie heißt euer Lehrer?“ Und er zog Notizbuch und Bleistift heraus. — — — — —

Am Himmel leuchteten schon die Sterne, als sich die Frosesen so weit erholt hatten, daß sie sich auf den Heimweg machen konnten. Die Federn ihrer Kopfstütze hingen schief und zerzaust. Der Stamm schritt traurig einher wie ein Zug Vögel in der Mauerzeit, und nicht ein Frosese war darunter, der seine Waffen kriegsmäßig getragen hätte. Ab und zu aber blieb ein Krieger stehen, beugte den Kopf vor und steckte den Finger in den Schlund. — —

(Schluß folgt.)

Verantwortlich für die Redaktion:
 Frau Clara Jeklin (Bundel), Wilhelmshöhe,
 Post Degerloch bei Stuttgart.
 Druck u. Verlag J. G. W. Metz Nachf. G. m. b. H. Stuttgart.